Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 291. Donnerstag den 10. Juni 1897. 91. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 10. Juni.

Nachdem das Pfingstfest vorüber ist, wendet sich das Interesse allmählich wieder der politischen Cardinalfrage zu, als welche die Angelegenheit des **preußischen Vereinsgesetzes** trotz des Processes Tausch sich behauptet hat. Zwar werd auch der Gerichtsfall sein Theil an den hochfommerlichen Berathungen des preußischen Abgeordnetenhauses beanspruchen. Wenn schon die „Köln. Ztg." eine Interpellation über gewisse Ergebnisse des großen und ach! so kleinen Processes verlangt, wird man auf der äußersten Linken und im Centrum die Gelegenheit zu einigen fulminanten Reden sich erst recht nicht entgehen lassen wollen. Es kann nicht ausbleiben, daß dabei auch die Frage der politischen Zulässigkeit der Einleitung des Processes Leckert noch einmal erörtert wird. Die Regierung ist nach beiden Seiten hin in einer üblen Lage. Der Minister, der im Reichstage seine „Flucht" zwar nicht rechtfertigen konnte, aber Entschuldigungsgründe für dieselbe mit der ihm eigenen Gewandtheit so geschickt zu gruppiren wußte, daß er Vielen eine Rechtfertigung vorgetragen zu haben schien, Herr von Marschall, ist verreist. Und was die politische Polizei anlangt, so thut sie uns, die wir das Institut an und für sich für unentbehrlich halten, herzlich leid, daß sie auf die Vertheidigung des Vertheidigers des Stolper Landraths v. Puttkamer angewiesen ist. Die Tausch-Debatte wird im Abgeordnetenhause vermuthlich die Zeit ausfüllen, in der sich Commission und Plenum des Herrenhauses mit der Novelle zum Vereinsgesetze beschäftigen; für Motion in der vierten Juniwoche ist also ausreichend gesorgt. Wir glauben aber, das Herrenhaus wird ausnahmsweise den Löwenantheil der öffentlichen Aufmerksamkeit davontragen. Denn die Angelegenheit des Vereinsgesetzes ist ohne Zweifel die politisch wichtigere, da sowohl etwaige Folgen der „Flucht", sowie die Reform der preußischen Polizei der parlamentarischen Ingerenz entzogen sind, die Frage der Aufhebung des § 8 des preußischen Vereinsgesetzes hingegen ihre Schatten selbst auf das Gebiet der Reichsgesetzgebung wirft, und weil ferner der Ausgang der Verhandlungen des Herrenhauses nicht mit der Sicherheit vorauszusehen ist, wie der Abschluß einer Interpellation und Debatte, die überhaupt kein greifbares Ergebniß haben können. Von unterrichteten Politikern wird es nicht für ausgeschlossen erachtet, daß das Herrenhaus den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses — Beseitigung des Coalitionsverbotes und Fernhaltung von Minderjährigen von politischen Vereinen und Versammlungen — zustimmt. So viel ist auch sicher, daß außer den liberalen Mitgliedern der ersten preußischen Kammer streng conservative Herren, „Hochtories", es für verständig und darum für geboten erachten, gegen eine unhaltbare, zur Bekämpfung der revolutionären Propaganda auch ganz unbrauchbare Vorschrift einige nach der gleichen Richtung werthvolle Bestimmungen einzutauschen. Allein das ist eine sachliche Erwägung, und eben deshalb glauben wir für unsern Theil nicht, daß die nun einmal der Führung des Vortraktikers v. Manteuffel folgende Mehrheit des Herrenhauses sich von ihr bestimmen lassen werde. Die conservative Fraction der Abgeordnetenkammer hat den an das andere Haus gelangten Beschlüssen bekanntlich nur zugestimmt, um den hier sitzenden Parteigenossen zur Wiederherstellung des wesentlichen Inhalts der Regierungsvorlage oder der Einfügung des freiconservativen Antrags in das Gesetz die Handhabe zu geben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Herr v. Manteuffel einen Strich durch diese Rechnung machen werde, die angestellt worden ist, um nach oben hin diligentiam zu prästiren. In der Sache freilich leistet diese Politik weniger als die nationalliberale. Denn wenn das Herrenhaus die Erwartungen der Conservativen des Abgeordnetenhauses rechtfertigt, erhält der preußische Staat gar nichts. Man wird sich — wir konnten das kürzlich als Vermuthung äußern, heute ist es beschlossene Sache — in der zweiten Kammer auf Aenderung von Herrenhausbeschlüssen gar nicht einlassen, sondern sogleich das Ganze fallen lassen. Die ganze Lage, insbesondere die Nothwendigkeit nochmaliger Abstimmungen nach drei Wochen, schreibt dieses Verhalten vor. Auf der andern Seite ist der § 8, den man ohne „Compensationen" nicht preisgeben zu können vorgiebt, bekanntlich ohne den preußischen Landtag zu beseitigen. Der Bundesrath braucht nur der schönen Friedfertigkeit, aus der heraus er die ursprünglich von ihm scharf bekämpften Erweiterungen des Margarinegesetzes angenommen hat, dem sachlich gar nicht angefochtenen Nord-Vereinsgesetze zuzustimmen, das der Reichstag sogar zweimal beschlossen hat und dem zur Gesetzeskraft zu verhelfen jeden die hessische Kammer, eines der wenigen zur Zeit versammelten Parlamente, ihre Regierung einstimmig ersucht hat.

Wir lesen in der „Kölnischen Zeitung":

„Unter den zahlreichen Eingaben, die an den Reichskanzler von wirthschaftlichen Körperschaften zum Zwecke der Abwehr der **amerikanischen Zollmaßregeln** gerichtet sind, verdient diejenige des Vereins zur Wahrung der gemeinsamen Interessen der Färberei- und Druckerei-Industrie von Rheinland und Westfalen in Langenberg ihres mannhaften Tones und folgerichtigen Schlusses halber Erwähnung. Es heißt in ihr nämlich:

> Es liegt ja die Befürchtung nahe, daß ein entschiedenes Auftreten Nordamerika gegenüber für unsere exportirende Industrie große Gefahren in sich birgt. Unserer Industrie kann es aber gleichgiltig sein, ob sie infolge unerschwinglicher Zölle oder aber infolge eines Zollkrieges das betreffende Absatzgebiet verliert. In letzterem Falle wäre nur gegründete Aussicht vorhanden, das verlorene Absatzgebiet wieder zu gewinnen, da die Nordamerikaner bei ihrem viel bedeutendern Export nach Deutschland, als von hier deethin, bald das Schädigende eines Zollkrieges einsehen und andere Saiten aufziehen würden. Ein entschiedenes Auftreten Nordamerika gegenüber wäre um so mehr am Platze, als der Amerikaner gewiß ist, eine rücksichtsvolle Behandlung als Schwäche auszulegen, und in seinen extrem egoistischen Bestrebungen unbekümmert fortfahren und durch die ewigen Schwankungen seiner Handelspolitik eine stete Gefahr für unsere gesammten wirthschaftlichen Verhältnisse bleiben wird.

Man kann nur wünschen, daß die gesammte deutsche Ausfuhrindustrie sich auf den gleichen Standpunct der richtigen Erwägung und der für ein selbstbewußtes Volk gebotenen Folgerung aus der gegebenen Sachlage stellen wird. Deutschland kann schlimmstenfalls amerikanische Landeserzeugnisse eher entbehren, als Amerika das deutsche Absatzgebiet für sein Erdöl, Samen, Weizen und seine Baumwolle. Man muß nur den Muth haben, lieber die etwa nothwendigen Umwälzungen im Gewerbe- und Handelsbetrieb durchmachen zu wollen, als sich auf unwürdige Bedingungen zur Aufrechterhaltung der gewohnten Beziehungen bereit finden zu lassen. Auch auf dem Gebiet der wirthschaftlichen Thätigkeit ist eine starke Nation nach dem Dichterwort „nichtswürdig", wenn sie ihre Ehre nicht höher hält, als die Rücksicht auf vorübergehende Unbequemlichkeiten und Schäden, die mit einer durchgreifenden Aenderung in der Ordnung eines Theiles ihrer Geschäftsthätigkeit verknüpft sein könnten."

Der stark beschwörende Ton weniger der Eingabe des industriellen Vereins als der Auslassung der „Köln. Ztg." muß auffallen. Wir sind weit davon entfernt, Kritik zu üben, aber wir halten es für Pflicht, die nach Amerika exportirenden sächsischen Gewerbe auf die Kundgebung des rheinisch-westfälischen Färbervereins und die Verallgemeinerung, die sie durch das einflußreiche rheinische Blatt erfährt, aufmerksam zu machen. Um eine nationale Ehrenfrage, wie das Schiller'sche Citat rechtfertigen würde, handelt es sich gegenüber der Mac-Dingley-Bill sicherlich nicht; ob die Zweckmäßigkeitsfrage hinsichtlich der für uns hauptsächlich in Betracht kommenden Erzeugnisse richtig so beantwortet werden kann, wie es in der Eingabe des Langenberger Vereins und in der „Köln. Ztg." geschieht, das sei hiermit den Betheiligten in Sachsen zur Erwägung anheimgegeben. Diese werden zu ermessen verstehen, ob es ihren Interessen entspricht, die erwähnten Kundgebungen stillschweigend oder ausdrücklich gutzuheißen oder ihnen gegenüber öffentlich Bedenken zu äußern.

Seit König Leopold von **Belgien** in seiner an die Kammer gerichteten Botschaft vom 5. August 1889 auf die Nothwendigkeit für eine industrielle und handeltreibende Bevölkerung wie diejenige Belgiens, hinwies, auswärtige Absatzmärkte für alle productiv thätigen wirthschaftlichen Kräfte zu eröffnen, sowohl für die Arbeiter des Capitals als für die Arbeiter des Kopfes und die Arbeiter der Hand, ist die Frage wegen Schaffung einer belgischen Staatsmarine in den Interessentenkreisen nicht mehr zur Ruhe gekommen. Der belgische Marineofficier, Lieutenant Lecointe, widmet dieser Frage eine eingehende Untersuchung. Eine eigentliche Kriegs- und Schlachtflotte scheidet er von vornherein aus dem Programme einer belgischen Zukunftsmarine aus, nur für die Vertheidigung Antwerpens und der Scheldemündung will er schwimmende Batterien und ein Marineartilleriecorps nebst dem nöthigen Matrosenpersonal zur Verfügung der obersten Kriegsbehörde wissen. Für den Fall eines Conflictes zwischen überseeischen Nationen würden einige Kreuzer genügen, um bedrohte belgische Staatsangehörige in die Heimath zurückzubefördern. Was nun aber die Schaffung einer belgischen Handelsmarine betrifft, so müßte eine solche gleichsam aus dem Nichts hervorgerufen werden und da dieser Aufgabe die Initiative privater Unternehmer nicht gewachsen erscheint, so soll die Staatsinitiative subsidiär eintreten und eine Staatsmarine ins Leben rufen, welche als Krystallisationspunct für die künftige belgische Handelsmarine zu dienen haben würde. Zur Zeit hat Belgien, von jenen paar subventionirten Dampfern abgesehen, welche den Ueberfahrtsverkehr zwischen dem belgischen und englischen Nordseehäfen besorgen, keinerlei Handelsfahrzeuge, ebensowenig Schiffsbauwerften und Schiffsbemannungen. Der ganze belgische Ueberseeverkehr liegt in den Händen auswärtiger Rhedereigesellschaften, und wenn man in Belgien auch keinerlei Ursache hat, über mangelnde Coulanz der fremden Unternehmer, namentlich der deutschen Gesellschaften, zu klagen, im Gegentheil die Blüthe des belgischen Exporthandels zum wesentlichen Theile den guten Diensten der deutschen Transport- und Commissionsfirmen zu danken ist, so bleibt nach belgischer Ueberzeugung noch immer die Nothlage, in welche der ganze belgische Exportverkehr gerathen würde, wenn jemals eine größere Conflagration der europäischen Mächte zur See eintreten sollte. Denn in diesem Falle würden gerade die größten, schnellsten, überhaupt leistungsfähigsten Ocean-Handelsdampfer ihrem eigentlichen Berufe entfremdet und in den Verband ihrer resp. Kriegsmarinen übernommen werden. Wir glauben indessen nicht, daß die Ausführungen Lecointe's zur baldigen Lösung des Problems führen werden. Maritime Organisationen lassen sich nicht improvisiren. In der Hauptsache würde auch dann noch der belgische Ueberseeverkehr auf die Vermittelung durch ausländische, in erster Linie der bewährten deutschen Firmen, angewiesen bleiben. Daß gleichwohl die maritime Frage nicht von der Tagesordnung verschwinden will, zeigt, wie sehr man auch in Belgien von der Erkenntniß der Bedeutung einer angemessenen Entwickelung zur See als einer Quelle staatlicher Prosperität durchdrungen ist.

Nun sind schon vier Sitzungen der Botschafter auf die Herbeiführung günstiger Friedensbedingungen für **Griechenland** verwendet worden, aber alle sind resultatlos verlaufen, da die Pforte, wie es heißt, wegen der steigenden Erregung der Mohamedaner die Zurückgabe Thessaliens nicht zugestehen will und die Botschafter andererseits auf ihren Forderungen beharren. Wie dem „Hamb. Corr." aus Berlin gemeldet wird, sind sichere Anzeichen dafür vorhanden, daß in Konstantinopel ein ernster diplomatischer Ansturm auf die Pforte bevorsteht, Thessalien nicht nur überhaupt aufzugeben, sondern es noch vor dem Abschluß des Friedens, und zwar sofort, zu räumen. Von Athen aus werden diese Bemühungen durch den Hinweis auf die bevorstehende Ernte unterstützt, die bei fortdauernder Occupation Thessaliens den Griechen verloren gehen würde. Auch die scheinbaren Bemühungen der griechischen Regierung, den Zuzug bewaffneter Banden nach Kreta angeblich mit Hilfe eines österreichischen Kanonenbootes zu verhindern, und die Auflösung der philhellenischen Legion haben keinen andern Zweck, als das vorgebliche Friedensbedürfniß Griechenlands in das hellste Licht zu setzen und dadurch die Pforte zu Nachgiebigkeit zu bestimmen. Sobald aber Thessalien von türkischen Truppen geräumt wäre, würde man in Athen andere Saiten aufziehen und im Vertrauen auf die bewährte Ohnmacht der Mächte alle Friedensbedingungen ablehnen. Unter diesen Umständen kann von einer restitutio in integrum, d. h. von einer Wiederherstellung der Lage vor Beginn des Krieges, nicht die Rede sein, bevor eine Verständigung über die Friedensbedingungen nicht nur mit der Pforte, sondern auch mit Griechenland erzielt und Garantien für die Erfüllung der von Griechenland übernommenen Verpflichtungen geschaffen sind. Es erscheint auch völlig ausgeschlossen, daß die Pforte dem, man kann nicht anders sagen als unbegreiflichen, Verlangen einer voreiligen Räumung Thessaliens nicht den heftigsten Widerstand entgegensetzen sollte. Die Pforte ist der europäischen Bevormundung gründlichst müde, und wenn man ihr mit solchen Forderungen kommt, braucht man sich nicht zu wundern, wenn sie dieselben schon im Voraus mit weiteren Truppensendungen nach Thessalien beantwortet.

Der „Times"-Correspondent in Konstantinopel theilt folgende Einzelheiten über die von den Botschaftern ausgearbeitete **neue Verfassung für Kreta** mit, das ein autonomes Fürstenthum unter der Oberhoheit des Sultans werden soll: A. Der Fürst. 1) Er wird ein Christ und ein Fremder sein, erwählt von den Mächten und anerkannt vom Sultan; 2) er wird haben ein Veterecht gegen alle von der Nationalversammlung angenommenen Gesetzentwürfe; 3) das Recht zu begnadigen und Amnestien zu erlassen; 4) das Recht, alle Beamten zu ernennen, Christen und Mohamedaner, wobei persönliche Tüchtigkeit und locale Bedürfnisse in Betracht zu ziehen sind; 5) die oberste Controle über die bewaffnete Macht des Landes. B. Die Nationalversammlung 1) wird aus

Feuilleton.

Zwei Frauen.

24] Roman von F. Marion-Crawford.

Nachdruck verboten.

Von dieser Stunde an behandelte der Professor merkwürdigerweise den Kranken mit viel größerer Aufmerksamkeit als zuvor, dennoch schien sich der Zustand Greif's immer mehr zu verschlimmern. Rex pflegte und hütete ihn mit unermüdlicher Sorgfalt. Es schien ihm, als wolle das Schicksal den Knoten gewaltsam lösen, den es für seinen Vetter geschürzt hatte. Wenn das schreckliche Fieber dem jungen Leben Greif's ein Ende machte, so war das Haus Greifenstein erloschen, Greif, der pfenniglose und namenlose junge Mensch, würde als Greif von Greifenstein, der Letzte seines Stammes, beigesetzt werden und das Vermögen nach den gewöhnlichen gesetzlichen Bestimmungen auf die Wildenberg's übergehen, denen es von Rechts wegen gehörte. Aber wenn Greif genas und auf seiner Weigerung, Hilda zu heirathen, beharrte, würde der Wittwe und ihrer Tochter das größte Unrecht widerfahren. Rex' Ansichten von dem, was recht war, genügte es nicht, wenn die Wildenberg's nur einen Theil des Vermögens erhielten, das ihnen rechtmäßig zukam, und er dachte mit Grauen des Augenblicks, wo er vielleicht genöthigt sein würde, Greif die Wahrheit zu enthüllen.

In dem matt erleuchteten Zimmer ruhte sein Blick auf des Bruders Gesicht. Er hatte sich so sehr an das summende Geräusch seines unaufhörlichen Irrereden gewöhnt, daß er es kaum bemerkte, wenn er an seinem Bette saß, obgleich es ihn überall hin verfolgte, wenn er allein war. Er fragte sich, was aus ihm werden sollte, wenn Greif starb. Dem Einsamen blieb dann nichts, wofür es sich zu leben lohnte. Für Frauen hatte er sich niemals interessirt, und noch keine hatte es vermocht, ihm Liebe einzuflößen. An seines Vaters Gesellschaft hatte ihn niemals viel gelegen, zunächst weil ihm all' die frühen Erinnerungen aus der Kindheit fehlten, auf die allein sich eine solche Neigung oft stützt, sodann aber, weil er in all' seinen Neigungen und Gedanken von ihm verschieden war. Ihre Beziehungen zu einander waren immer freundschaftliche gewesen, denn Rex war nicht der Mann, auch in jüngeren Jahren nicht, der leicht über unwichtige Dinge in Streit gerieth, und der alte Riesenek hatte ihn sehr früh nach Deutschland geschickt und ihn immer reichlich mit Geld versehen, in dem Glauben, es sei seine Pflicht, den Sohn für all' die Nachtheile zu entschädigen, die er durch des Vaters Schmach zu erdulden hatte. Später hatte Rex sich der Mühe unterzogen, seinen Vetter ausfindig zu machen, ihn immer lieber gewonnen und endlich erfahren, daß er nicht sein Vetter, sondern sein Bruder war.

Greif wurde täglich schwächer, und die Gehirnentzündung zeigte noch keine Spur einer Abnahme. Der berühmte Professor unterließ nichts, was ärztliche Kunst und Erfahrung zu thun vermochten. Unter dem Blicke der undurchdringlichen steinernen Augen, die so oft fragend und anziehend auf ihm ruhten, hatte er das Gefühl, als ob sein Ruf auf dem Spiele stehe. Als der Zustand des Kranken am bedenklichsten war, wachte er die ganze Nacht an seinem Bette.

Der Morgen dämmerte, und er und Rex standen vor Greif, der nur noch leise ächzte. Beide fürchteten, jeder Augenblick könnte der letzte sein. Der Professor meinte, wenn Greif noch bis zum Sonnenaufgang lebte, würde der Nachmittag herankommen, ehe er stürbe.

„Herr Rex", sagte er ruhig, „es wäre gut, wenn Sie nach der Baronin von Wildenberg schickten für den Fall, daß sie ihn noch einmal zu sehen wünschte. Sie sagten mir, er habe keine anderen Verwandten in der Nähe."

Rex' Kopf sank auf die Brust, als ob er einen schweren Schlag empfangen hätte, obgleich der Arzt ihm nichts Unerwartetes sagte. Einen Augenblick später verließ er das Zimmer. Im Vorsaal traf er nur einen Diener.

„Bestellen Sie Karl, er soll die Trakehner anspannen und, so schnell die Pferde laufen können, nach Wildenberg fahren", befahl er. „Bis Mittag muß er mit der Frau Baronin zurück sein. Ihr Herr liegt im Sterben."

„Ein Bote ist eben von Wildenberg angekommen, sich nach dem Befinden des gnädigen Herrn zu erkundigen", meldete der Diener.

„Ich will ihn sprechen. Karl soll sich beeilen", gebot Rex.

Nach wenigen Minuten wurde ein seltsam aussehender Mann vor ihn gebracht. Er trug geflickte Lederhosen, aus deren Seitentasche der Horngriff eines langen Messers hervorragte. Seine Beine waren nackt, sein Hemd am Halse offen, seine Weste mit den silbernen Knöpfen hing ihm lose über die Schulter, und eine kleine Pelzmütze war aus der Stirn gestrichen, auf der schwere Schweißtropfen sichtbar waren. Seine kleinen durchdringenden Augen begegneten denen Rex' unerschrocken.

„Die Frau Baronin schickt mich, zu fragen, wie es dem gnädigen Herrn geht", sagte er.

„Der Herr Baron von Greifenstein liegt im Sterben", antwortete Rex ernst.

„Dann will ich nur machen, daß ich fortkomme, um es der gnädigen Frau zu melden", sagte Wastei ruhig, obgleich sein Gesicht bei der schlechten Nachricht einen sehr traurigen Ausdruck annahm.

„Sind Sie zu Fuß gekommen?" fragte Rex, den Burschen neugierig musternd, der von Wildenberg herüberlaufen und, ohne sich auszuruhen, wieder zurückgehen konnte.

„Natürlich, gnädiger Herr."

„Sie können mit dem Wagen zurückfahren, den ich eben bestellt habe. Geben Sie dem Mann rasch etwas zu essen, ehe Karl fertig ist", wendete er sich an den Diener.

„Ich werde vor dem Wagen dort sein", bemerkte Wastei gleichmüthig, „besonders wenn Sie mir einen Schluck Kirschbranntwein geben wollen."

„Vor dem Wagen?"

„Ich kann wenigstens um eine halbe Stunde schneller sein, als Ihre Pferde."

„Wie heißen Sie?" fragte Rex, während der Diener fortging, den Trunk zu holen.

„Wastei."

„Sebastian, vermuthe ich?"

Wastei zuckte die Achseln, als ob er sagen wollte, daß ihm an einem so civilisirten Namen wenig liege. Rex zog seine Börse und gab ihm ein Goldstück, eine Großmuth, die durch seine Bewunderung der Kraft des Burschen hervorgerufen worden war.

„Nehmen Sie das, Wastei, und hier ist Ihr Kirschbranntwein."

Wastei nickte, steckte das Geld in seine Westentasche, trank ein Viertel der Flasche auf einen Zug, berührte seine Mütze und war aus dem Zimmer, ehe Rex noch ein Wort sprechen konnte.

Rex kehrte schweren Herzens in Greif's Zimmer zurück und fand den Arzt an derselben Stelle, wo er ihn zurückgelassen hatte. Beide setzten sich schweigend nieder, das Gesicht des Sterbenden beobachtend und auf seinen Athem lauschend. Es war nichts zu thun, als ihme jede Viertelstunde etwas Nahrung einzuflößen.

Die Dämmerung wich langsam der Helligkeit, bis ein schwacher rosiger Lichtschimmer den Schnee draußen übergoß und an der Zimmerecke einen Widerschein zurückwarf. Als endlich die ersten Sonnenstrahlen ins Zimmer fielen, standen Rex und der Arzt auf und neigten sich über den Kranken. Er athmete noch sehr schwach und anscheinend ohne Schmerzen.

„Noch ist eine Möglichkeit", sagte Rex mit leiser Stimme.

„Wir werden sehen, was bis Mittag geschieht", antwortete der Arzt, aber der Ton seiner Stimme verrieth den Zweifel.

Der Professor hatte in Wahrheit alle Hoffnung aufgegeben. Wenn er dennoch am Krankenbette aushielt, geschah es mehr aus Neugier, Rex in der Todesstunde Greif's zu beobachten. Er vermuthete, daß Rex ein tiefes Interesse an der Erhaltung des jungen Lebens habe, das jetzt dem Ende zuneigte, aber er fand es ganz unmöglich, zu entscheiden, ob seine Besorgniß liebevoller Zärtlichkeit oder einem selbstsüchtigeren Beweggrunde seinen Ursprung verdanke.

Die Zeit verstrich sehr langsam. Rex' Nerven waren so fest wie sein ganzer merkwürdig stark gebauter Körper, und er wurde nicht müde, die mechanischen Pflichten eines Wärters zu erfüllen, die er täglich wenigstens zwölf Stunden hindurch keinem Andern überlassen wollte. Endlich legte der Doctor seine Hand auf Rex' Arm und führte ihn vom Bett nach dem offenen Fenster.

„Herr Rex, ich möchte Ihnen ein Wort sagen", flüsterte er. „Ich glaube bestimmt, daß Ihr Vetter in einigen Minuten sterben wird."

Rex neigte den Kopf, er war überzeugt, der Professor täuschte sich nicht.

„Ich habe eine Theorie", fuhr der Arzt fort, „daß die Sterbenden sich dessen weit mehr bewußt sind, was um sie her vorgeht, als man allgemein annimmt. Auf alle Fälle wollen wir in unseren Aeußerungen sehr vorsichtig sein."

Rex nickte ernst, und Beide kehrten an das Bett des Sterbenden zurück. Es war gerade Mittag, Greif lag mit offenen Augen da, der Arzt beugte sich über ihn und drückte sein Ohr lauschend an das Herz. Als er den Kopf wieder erhob, sah er sich im Zimmer um, bemüht, die Augen des neben ihm Stehenden zu vermeiden. Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch das Geräusch eilender Schritte gefesselt. Auch Rex hatte das Geräusch gehört.

Bei Greif begann jetzt, wie oft im Augenblick des Todes, ein heftiger körperlicher Kampf. Das Licht kehrte in die

SLUB
Wir führen Wissen.